

Zeitschrift: Schweizerische Kirchen-Zeitung
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 1 (1832)
Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

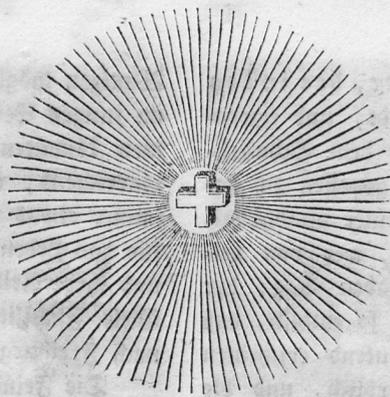
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Luzern, Samstag

No. 6.



den 11. August.

1832.

Schweizerische Kirchenzeitung,

herausgegeben von einem

Katholischen Vereine.

Freue dich nicht, daß du viel ungerathene Kinder hast, und prahle nicht auf die Menge der Söhne, wenn sie Gott nicht fürchten.
Sira ch 16, 1.

Die Lage der katholischen Kirche in P r e u ß e n.

(Schluß.)

4. Die Erziehung.

Der wichtigste Punkt betrifft die Erziehung sowohl des Volkes als der Lehrer desselben. Die Erziehung ist eine andere Natur, sagten schon die Alten; und wer sich ihrer vollständig zu bemächtigen wüßte, würde sich der Zukunft versichern. Die Gouvernements werden alles thun, um ihre Zwecke dadurch zu erreichen. Die Erziehung scheint wirklich von der Kirche, der sie gebühret, den weltlichen Regierungen abgetreten, und weltlichen Zwecken allein zu dienen. Der Staat hat eigene Normalschulen für die Schullehrer, nebst den Land-Elementarschulen, Gymnasien und sogenannte Bürgerschulen für den Unterricht der Jugend im Allgemeinen, Werkschulen, Industrieschulen u. für besondere Klassen derselben, endlich Seminarien, Universitäten für die höhere wissenschaftliche Ausbildung eingerichtet. Die Kirche nimmt keinen Theil an diesen Einrichtungen; sie scheinen ihr zum Theil feindlich entgegengesetzt. Die Errichtung eigener Normalschulen zur Ausbildung der Schullehrer auf dem Lande ist gewiß eine sehr glückliche Idee. Früher waren es meist ganz unwissende Menschen, welche kaum lesen und schreiben

konnten, die von den Gutsbesitzern, welche meistens das Patronat hatten, als Schullehrer angestellt wurden. Der Dienst des Küsters ist in der Regel damit verbunden, und ihre Anstellung als Küster und Schullehrer war meistens nur ein Wechsel des Dienstes, aus jenem des Guts Herrn, der ihn als Invalide entließ und durch diese Stelle belohnte, in den des Landpfarrers, der ihn aufnahm, und ebenfalls nur als Privatdiener betrachtete. Der Unterricht der Jugend auf dem Lande war vernachlässigt, und schien dabei ganz unberücksichtigt, oder doch Nebensache zu sein. Die Einrichtung eigener Anstalten zur Ausbildung der Schullehrer ist daher gewiß sehr zweckmäßig. Der Fehler liegt nur hier, wie bei allen Unterrichtsanstalten unserer Zeit, in ihrer Trennung von der Kirche und den geistlichen Obern. Die jungen Leute erhalten dort Unterricht in den Elementarkenntnissen der Sprache, der Rechenkunst und Musik, und deren Mittheilung an die Jugend; da dieser Unterricht unabhängig ist von dem Einflusse der geistlichen Obern, so ist es natürlich, daß Zöglinge, sobald sie fähig geworden, die Anstalt als Lehrer zu verlassen, nun auch sich unabhängig von dem Einflusse der Pfarrer zu erhalten suchen. Die Methode des Unterrichtes, die wissenschaftlichen Ansichten, welche diese Lehrer aus der Anstalt mitbringen, weichen häufig von den Ansichten der Pfarrer ab, und statt gemeinsam zu wirken und die Jugend auf dem Lande gemeinschaftlich zu erziehen, entsteht jetzt nur zu häufig Streit

und Trennung zwischen dem Pfarrer, der in den Dorfschulen den Religionsunterricht giebt, und eigentlich allen Unterricht dort leiten sollte, und dem Schullehrer, der sich einbildet, eine hohe Bildung genossen zu haben, und sich für eine Art Professor einer unabhängigen Schule hält. Es ist dabei gleichgültig, wer von beiden in wissenschaftlicher Rücksicht Recht haben mag; der Inhalt des Unterrichtes auf dem Lande ist so einfach, daß die Abweichungen in der Methode unbedeutend erscheinen müssen: aber der Streit ist immer verderblich, und die Autorität und der Einfluß des Pfarrers sind zu wichtig, als daß ein solcher Streit geduldet werden könnte. Die Wiederherstellung einer strengen Disziplin und die Unterordnung der Landschulen unter den Pfarrer ist dringend nothwendig. Der Mangel an geistlicher Leitung ist auch bei den Elementarschulen in den Städten, und noch mehr bei den höhern Schulen, den Gymnasien, Bürgerschulen und Universitäten bemerkbar. Der Nachtheil wird hier doppelt fühlbar, da die Einrichtung selbst sehr unzweckmäßig ist. Früher wurden die Zöglinge in den Gymnasien von den Lehrern wirklich erzogen, der wissenschaftliche Unterricht war dem Religionsunterrichte und der moralischen Erziehung untergeordnet, und die Zöglinge wurden nicht bloß in einzelnen Kenntnissen, sondern in der ganzen Erziehung gefördert. Jetzt wird zwar ein allgemeiner Schulplan fortgesetzt, und ein Direktor führet die Oberleitung und Aufsicht über den Unterricht; aber der Unterricht selbst ist vereinzelt. Einzelne, von einander unabhängige Lehrer, wie auf den Universitäten, theilen sich schon in den Gymnasien in den Unterricht der Kinder.

Einer giebt Unterricht in der Religion, ein anderer in Sprachen, ein dritter in Mathematik &c. Jeder hat sein Fach, seine Wissenschaft, die er gewissermaßen als besonderes Handwerk in dieser Schulfabrik betreibt, und darin er besonders, von allen übrigen unabhängigen Unterricht giebt. Um die Erziehung im Ganzen bekümmert sich eigentlich Keiner, und die Jugend verwildert immer mehr, indem die Zöglinge sich als unabhängige Schüler der Wissenschaften betrachten, und durch diese einzelnen, unabhängigen Lehren wohl zum Dienste einer Wissenschaft oder Kunst, wie es in Fabriken geschieht, aber nicht zu religiösen und streng moralischen Menschen gebildet werden, welches nur durch strenge Disziplin und konsequente Einheit in allem Unterricht, wie es in den Jesuitenschulen und ältern Gymnasien statt fand, möglich wird. Dieser Fehler unserer Schulen wird allgemein gefühlt. Die Reichen suchen sich durch Privatlehrer und häusliche Erziehung zu helfen. Diese Abhilfe wird aber, außer dem, daß sie sehr kostbar, und daher nur

Wenigen möglich ist, täglich schwieriger, indem es überall an jungen Geistlichen fehlt, welche die Erziehung übernehmen könnten; und das Mittel selbst scheint Vielen nicht hinreichend, indem die Erziehung im älterlichen Hause immer etwas Einseitiges hat, und die wahre Ausbildung für das Leben ohne den Einfluß verschiedenartiger Kräfte, und ihrer Reibung gegeneinander, schwer zu erreichen steht. Viele Familien in Westphalen haben daher ihre Söhne nach Freiburg und Brieg zu den Jesuiten geschickt.

Die Feinde der Religion wissen sehr gut, wie wichtig die Erziehung ist; ihr Haß hat sich daher in ganz Europa gegen die Jesuiten vereinigt, und es ist auch in Preußen verbotten worden, die Kinder außer Landes in Jesuitenschulen zu senden. Der Unterricht im Lande selbst ist übrigens frei, und es ist jedem erlaubt, Unterricht zu geben und Schüler anzunehmen, wosfern er nur sich selbst einer Schulprüfung, die nicht schwer zu bestehen ist, unterwirft, und den Schulplan der Regierung zur Genehmigung vorlegt. Die Hindernisse, welche die Regierung solchen Instituten in den Weg legt, wären wohl zu überwinden, auch würde es leicht sein, die Mittel herbei zu schaffen, solche Institute anzulegen und zu erhalten; es fehlt nur an der Hauptsache, an den Lehrern selbst, und an einem zweckmäßigen Institute, die Lehrer dazu auszubilden, und an einem Normalinstitute der ganzen Einrichtung. Hierin müßte Rom uns helfen, das Collegium Germanicum müßte die Lehrer der Normalschule bilden; nach dem Muster des dortigen Kollegiums müßte von den Zöglingen desselben ein Privatinstitut in Deutschland eingerichtet werden. Die Anordnung müßte von den Bischöfen ausgehen, oder doch begünstigt werden; sie müßte streng klösterlich in der Art, wie sie bei den Jesuiten sich noch bewahrt hat, sein, aber den verhassten Namen der Jesuiten und alles, was diesen Haß, der nun einmal vorhanden ist, reizen kann, vermeiden.

Vor allem aber, und ehe es noch möglich ist, an solche Erziehungsinstitute zu denken, bedarf es einer bessern Erziehung der Geistlichkeit selbst! Wenn das Salz stumpf wird, sagt die heilige Schrift, womit soll man salzen? Die Erziehung der Geistlichen bedarf einer durchgreifenden Reform, die Seminarien, so wie sie jetzt bestehen, reichen nicht hin, diese Reform zu bewirken. Seminarien, nach dem Muster der römischen eingerichtet, und mit Lehrern, die im Kollegium ausgebildet worden, besetzt, würden auch hier das beste Mittel sein, die alte Zucht und Ordnung herzustellen. In den preussischen Seminarien können Schulgelehrte, aber schwerlich wahre Geistliche gebildet werden. Klösterliche Zucht und Ordnung, die ersten Bedingungen einer solchen Bildungsanstalt für die Geistlichen, scheinen gänzlich daraus verschwunden. Die Zöglinge der Gymnasien, ohne religiöse Erziehung aufge-

wachsen, und mit einem Apparat von Kenntnissen und allen möglichen weltlichen Wissenschaften, und dem Hochmuth und Dünkel, den diese Art gelehrter Bildung nur zu häufig giebt, angefüllt, sollen in den Seminarien ohne strenge Disziplin zu Geistlichen erzogen werden; sie sollen außerdem einige Jahre auf der Universität zubringen, und dort Philosophie und Theologie studiren. Das Leben auf der Universität mag dazu dienen, tüchtige Gelehrte zu bilden, aber gewiß selten fromme und tüchtige Geistliche. Das zügellose, häufig unmoralische, immer ungebundene und unabhängige Leben der Studenten auf den deutschen Universitäten ist bekannt. Die frömmsten Jünglinge laufen Gefahr, dort roh zu werden, oder ganz zu Grunde zu gehen; die Universitäten sind größtentheils mit protestantischen Professoren besetzt; wenn auch einzelne katholische Lehrer der Theologie und ihrer Hilfswissenschaften angestellt sind, so ist doch der Charakter des Ganzen protestantisch, und die Lehren der übrigen werde immer ansteckend wirken. Den katholischen Lehrern selbst möchte es schwer werden, sich von allem Einfluß und der Ansteckung der Irrlehren rein zu halten; den Schülern wird dies gewiß unmöglich; der Umgang mit den übrigen, zum Theil protestantischen Mitschülern, die Lehren, zum Theil absichtliche Kontroversen der protestantischen Professoren müssen nothwendig die jungen Geistlichen irreführen, und es ist natürlich, daß aus solchen Anstalten, wie unsere deutschen Universitäten und Seminarien sind, keine moralische, apostolische Geistliche, wie sie die Zeit fordert, hervorgehen werden. Ich bin weit entfernt, die Wissenschaft überhaupt und das gründliche Studium der Philosophie für der Religion gefährlich zu halten. Nur ungründliche und seichte Philosophie schadet und verderbt; wenig Philosophie entfernt von Gott, viel Philosophie führt zu Ihm zurück, sagt schon Bakon. Ich glaube vielmehr, daß ein recht gründliches Studium der Philosophie, besonders der tiefern, wie sie jetzt in Deutschland betrieben wird, der Religion wesentlich nützlich wird. Die größten Männer unserer Nation, Friedrich Graf von Stolberg, Friedrich Schlegel, Adam Müller, Haller u. s. w., sind durch gründliches Studium der Philosophie vom Protestantismus zum katholischen Glauben übergegangen. Der Weg aber ist immer gefährlich, und es ist nur seltenen Christen vorbehalten, auf diese Weise durch alle Irrlehren bis zur Wahrheit durchzukämpfen. Der Masse ist ein solcher Kampf nicht räthlich, und ohnedies uns Katholiken, die wir im Besitze der vollen Wahrheit sind, nicht nothwendig. Unsere Geistlichen sollen Nachfolger der Apostel sein, denen die Wissenschaft als Zugabe des heiligen Geistes gegeben ward; wenn es daher auch immer wünschenswerth, vielleicht dringend nothwendig ist, daß einzelne katholische Geistliche das Studium der Philosophie und der

Wissenschaft, so wie es an unsern Universitäten getrieben wird, und noch gründlicher und tiefer, treiben, als selbst die Protestanten, deren Anker und Basis es bisher war; so wenig darf eine solche Bildung für die Geistlichkeit im Allgemeinen als passend und heilsam angesehen werden.

Unsere Geistlichen, besonders auf dem Lande, bedürfen keiner tiefen Gelehrsamkeit, aber sie bedürfen der tiefsten Anhänglichkeit an unsere heilige Religion; und es ist nur dann neues Heil für die Erziehung des Volkes zu erwarten, wenn tüchtige Seminarien wieder würdige Geistliche bilden, und würdige Geistliche wieder an die Spitze aller Erziehung treten. Die jetzt noch vorhandene Geistlichkeit in Westphalen stammt größtentheils aus früherer, besserer Zeit; was hier von der Bildung der Geistlichen gesagt ist, paßt nur auf die jetzigen neuen Anstalten und deren Ergebnisse. Bis jetzt sind Wenige daraus hervorgegangen; aber die Wenigen, welche wir als Früchte der Anstalten betrachten müssen, beweisen, was von der Zukunft zu fürchten ist. Vorzüglich sind es die Schüler der Universität Bonn, welche zu ernstern Besorgnissen Anlaß geben. Die Schüler des dortigen Professors der Theologie, Hrn. Hermes, zeichnen sich durch Dünkel, Hochmuth und Freiheitschwindel, oder Theilnahme an den Früchten des Zeitgeistes, aus. Die belgischen, katholischen Kandidaten der Theologie haben öffentlich bei Gelegenheit eines sogenannten Commerces oder Studentenschmauses, woran sie Theil nahmen, der Freiheit der Kirche ein Vivat und dem Papste ein Pereat gebracht. An solchen Früchten lassen sich der Stamm und die Lehren, von denen sie erfüllt werden, erkennen. Das Gouvernement verlangt von Allen, die sich dem geistlichen Stande widmen, den Besuch der Universität, und der Erzbischof von Köln unterstützt diese Forderung, und nimmt sich mit großem Interesse des Professors Hermes an, den er von Münster herrief. Die ältere vorhandene Geistlichkeit in Westphalen und den preussischen Rheinprovinzen verdient im Ganzen alles Lob. Vorzüglich ist es die Diözese Münster, welche sich durch vortreffliche Geistliche auszeichnet. Es ist die Schule des ehemaligen dortigen Ministers Baron von Fürstenberg, welche, so lange sie lebte, mit großem Segen für die Bildung der Geistlichkeit gewirkt hat. Der dortige Bischof Baron Droste Wischering und sein noch kräftigerer Bruder, der Weihbischof Kleimens Droste, wirken fort in diesem Geiste, und werden von trefflichen Geistlichen, vorzüglich von Dekan Kellermann, früher Erzieher des gräflich Stollbergischen Hauses und Schüler des bekannten Grafen Friedrich Stollberg, von Professor Katerkamp und andern trefflichen Schülern des verewigten Overberg unterstützt. In der Diözese Paderborn sieht es nicht so gut aus; die Geistlichkeit und die Schüler sind dort seit langer Zeit vernachlässiget, und der jetzige Bischof ist zwar ein braver, aber nicht ener-

gischer Mann, wie ihn der vernachlässigte Zustand der dortigen Kirche fordern möchte. Der dortige Generalvikar, ein gelehrter, aber hochmüthiger Mann, ist nicht beliebt, und dem Gouvernement günstiger, als dem Bischofe. Dagegen hat der Bischof eine sehr gute Stütze in dem Syndikus Friedrich Martell, einem ausgezeichnet braven Manne, der das Vertrauen aller guten Katholiken besitzt und durch seine gründlichen Kenntnisse und seinen festen Charakter der Regierung imponirt.

Aus diesen historischen Notizen, welche wir über Religion, gemischte Ehen, Erziehung, bezüglich auf die preussisch-katholischen Lande, gegeben haben, wird sich nun jeder leicht ein Bild von der gegenwärtigen Lage der katholischen Kirche in Preußen entwerfen können; und somit ist unsere Aufgabe gelöst und zu Ende geführt.

Auszüge aus Briefen eines schweizerischen kathol. Missionärs in Amerika.

(Fortsetzung.)

St. Martins = Ort, den 26. Heumonath 1830.

An Claudius Bervot in Einsiedeln.

Wie Sie doch den amerikanischen Kündig erheben und glücklich preisen, während er gegenwärtig, von Menschen verlassen, bloß Gott zum Beschützer hat, und, umgeben von unbekanntem Walde, kaum den Himmel zu sehen im Stande ist! An seiner Stelle würden Sie wahrscheinlich ganz anders urtheilen.

Sie hätten dann kaum einen Menschen um sich, der Sie in Ihrer Würde anerkennt, wohl aber solche, die Sie zu ermorden drohten, weil Sie „höllischen Aberglauben verbreiten“ 2c. 2c.; Sie hätten keinen Freund, aber Viele, die Sie hassen; keine Hilfe und keinen Schutz, außer von Gott; Sie würden verachtet und ausgelacht, wie der „glückliche amerikanische Kündig“ an seinem neugewählten Aufenthaltsorte.

Als nämlich Herr Kefe vor sechs Monaten in Cincinnati anlangte, entschloß ich mich, sogleich diese Stadt zu verlassen, um künftighin anderswo Gutes zu thun.

Ich hatte die deutsche Congregation in guter Ordnung, so zwar, daß nichts mehr zu thun übrig blieb, als die Einrichtungen in gutem Stande zu erhalten, was Herr Kefe leicht vermag. Ich übergab ihm also dieselbe mit Bewilligung unseres Herrn Bischofs, und bereitete mich zu einem neuen Berufe vor, obschon die Deutschen zweimal eine Gesandtschaft an den Hrn. Bischof und an mich abordneten, und mit großen Anerbietungen mich beinahe mit Gewalt von meinem Vorhaben abbringen wollten.

Den 19. April 1830 verließ ich Cincinnati, und ging 36 Meilen weit gegen Osten in den Wald hinein, um

eine eigene neue Congregation, einen neuen Ort zu bilden. Es hat nämlich ein General vor einigen Jahren 300 Acker Wald dem Bischofe überlassen, die bis jetzt, 12 oder 14 Acker ausgenommen, im finstern, mir ganz unbekanntem Walde liegen, in dem ich mich so oft verliere, als ich ohne Compaß hineingehe. Da ich in diesem meinem Unternehmen den Willen Gottes deutlich erkenne, stark bin, viele Bekannte in Cincinnati habe, die mir folgen, sobald ich eine Kirche zu bauen anfangen; da ich auf der Welt nichts mehr verlieren kann, seitdem ich mein Vaterland verlassen habe; da ich als Musikant die Leute besonders an mich locken und auch arbeiten kann, so gut als die ersten Einsiedler in Einsiedeln: so denke ich mein Vorhaben ausführen zu können. Mein Hausgeräth war ein Kelch, eine Alp und ein Messbuch, ein Tischchen und vier Stühle, ein Schreibpult und eine Kommode, ein Bette, meine Bücher und Musikinstrumente. Weil mir unser Herr Bischof keinen Heller Geld mitgeben konnte, mußte ich betteln, und erhielt von den Deutschen, meinen ehemaligen Pfarrkindern, 37 Thlr., und 50 Thlr. von einem Bekannten.

Im Walde angelangt, hatte ich weder Haus noch Kirche. Ich ging also in der Nachbarschaft herum, die kaltwarmen katholischen Familien aufzusuchen, deren ich in einer Entfernung von 1—7 Meilen etwa 11 Familien, meistens im Walde begraben, erfragte. — Von diesen erhielt ich sechs Männer, die mir beistanden, Bäume zu fällen und aufeinander zu legen, um meinen Pallast zu bauen. Letzte Woche fing ich an, wieder alle Tage Messe zu lesen in einer Kirche, die ich aus einem zerfallenen Stalle erbauet hatte; sie ist 22 Fuß lang, 18 breit und vielleicht 15 hoch. Nebstdem habe ich mir bereits zwei Häuser erbaut; das eine ist 18 Fuß lang, 16 breit und 15 hoch, das andere 16 Fuß lang und breit. Das erstere dient für eine Familie, die mir kocht, was ich, erbettelt, entweder selbst oder durch andere heimbringe; das andere dient zu meinem Aufenthalte. Alle Sonntage halte ich Gottesdienst, Predigt und Christenlehre in englischer Sprache; denn Deutsche sind keine hier, außer solche, die nur kommen, mich zu sehen. Meine neue St. Martinskirche ist aber viel zu klein, darum werde ich nach drei Wochen anfangen, Geld für eine neue Kirche zu betteln. Ich werde, wie kein Kapuziner-Bruder im Stande ist, herumgehen, den Leuten überlästig fallen, bis ich Geld genug habe, eine große Kirche an einen Ort hinzubauen, wohin noch nie die Sonne des dichten Waldes wegen ihre Strahlen hinzusenden vermochte.

Lebten Sie als reicher Privatmann, so wollte ich Sie, wenn Sie auch kaltwarm wären, durch die Darstellung meiner Lage gewiß erwärmen und bewegen, mir von dem unnützen Reichthum mitzutheilen.

Den 6. Okt. 1830.

An die Seinen in Schwyz.

Bei meiner Lampe sitzend, erinnere ich mich diesen Abend Eurer, nachdem ich den Tag zu Pferde auf der Mission und im Walde zugebracht habe.

Ich lebe seit Ostern nicht mehr in Cincinnati im bischöflichen Hause, sondern im Walde. (Nachdem er, wie im frühern Briefe, die Gründung von St. Martinsort erzählt und seine Lage geschildert, fährt er fort.) Aber jetzt ist es schon etwas besser; denn ich habe bereits ein Haus und drei Familien in ihren etwas über zehn Fuß hohen Häusern um mich herum, sammt einer kleinen Kapelle.

So nun fange ich an, freier zu athmen; nun sehe ich Menschen um mich herum, ehevor sah ich nur Wald und den Himmel. — Und bei allem dem bin ich glücklicher, als der König von Frankreich und viele Tausende mit ihm; wenn ich auch in meiner Einöde Nichts habe, als etwas Brod, an welchem es mir nicht oft mangelt: so habe ich doch Ruhe und Zufriedenheit und viel Trost; denn jetzt kommen die Leute von allen Seiten her und lassen sich nahe bei meinem 10 Fuß hohen Pallaste nieder, um sich theils unterrichten zu lassen, theils den Trost zu haben, nahe bei einem katholischen Priester zu leben. Gegenwärtig habe ich schon 22 Familien im Umkreise von 10 Meilen um mich herum.

Ich habe leztthin in Cincinnati Geld zum Baue einer Kirche gebettelt, und nun fahre ich fort, den ganzen Winter hindurch zu betteln; und wenn mir der liebe Gott beisteht, so werde ich nächsten Frühling eine große Kirche zu bauen anfangen; aber natürlich, ich brauche viel Geld, und somit sage ich, wenn der liebe Gott mir beisteht, dessen Werkzeug ich bin.

Nun frage ich Euch, liebe Aeltern und Geschwister, bin ich nicht glücklich, und mache ich Euch nicht mehr Freude, als wenn Ihr mich alle Tage am Altare in der Pfarrkirche in Schwyz sehen würdet? Was würde es nützen, daß ich Euch dem Leibe nach näher wäre? Ich bete hier am Altare und alle Tage in meinem Gebete viel eifriger für Euch, als wenn ich Euch in Schwyz sehen würde. — — —

Den 3. Mai 1831.

An dieselben.

— Ich meinerseits bin einem Könige gleich; denn viele Familien lassen sich um mich herum im Walde nieder, fangen an, die Wälder urbar zu machen und die ganze Gegend umzuwandeln.

An Sonntagen kommen sie Alle 20 und 30 Meilen weit zur Kirche; und wenn sie auch nicht das Erhabene der Kirche, noch die schöne Harmonie der Musik bewundern können; wenn sie auch nicht der liebliche Ton der

Glocke zum Geistigen und Höhern emporhebt und einladet; so finden sie doch, der Stimme ihres Gewissens und Hirten folgend, Trost und Wonne, und gehen allezeit mit neuer himmlischer Kraft gestärkt zurück in ihre elenden Hütten, um dort mit ungewöhnlicher Mühe das Wenige oder Nothwendige sich zu verschaffen, und, ihrer strengen Pflicht obliegend, den Willen des Allerhöchsten zu erfüllen. Wenn ich auch weit entfernt von den Meinigen in amerikanischer Waldung und Einöde, ferne von Freunden und Bekannten, ohne Gemächlichkeit lebe, die sich Priester gewöhnlich verschaffen; so bin ich, glaubt es mir, aller der ungewöhnlichen Schwierigkeiten ungeachtet, glücklicher, als tausend Andere, in meiner Armuth reicher denn Millionäre, und die Gesundheit und Stärke selbst.

Ich kann Euch nicht Alles hererzählen, was mich so zufrieden und glücklich macht; die erste Ursache ist nichtsdestoweniger leicht aufzufinden.

Ich erkenne deutlich und klar den Willen und die ungewöhnliche Leitung Gottes in meiner Lage und Unternehmung; jeder uneingenommene Mann billigt mein Vorhaben und wünscht mir Glück dazu, obschon er recht froh ist, nicht für mich sorgen zu müssen. — Weil ich mit frohem Sinne und festem Vertrauen den Segen von oben erwarte, und selbst die Umstände den guten Erfolg vorverkünden: wie sollte ich im Werke Gottes des Glücks beraubt sein, ohne welches alles Große und Schöne seinen Inhalt verliert!

(Fortf. folgt.)

L e s e f r ü c h t e

aus der Schrift: „Von der göttlichen Gerechtigkeit über Frankreich“, v. Heinrich Donald*).

1.

Napoleon Bonaparte.

(S. 4.)

Nach unerhörten Bedrängnissen und nach einer in der Geschichte beispiellosen Unterdrückung tritt endlich (in der ersten französischen Revolution) ein Mann auf Und es war Zeit; denn seit dem großen Könige bis auf ihn hatte Frankreich keinen Mann mehr, und folglich keine Regierung; und ein Mann ist in Frankreich, wegen des besondern Charakters der Nation, nothwendiger, als sonst irgendwo. Einen Augenblick glaubte man, daß dieses außerordentliche Genie sowohl für das Glück als den Ruhm Frankreichs sei gesandt worden; dieser Mann vereinigte im höchsten Grade zwei meistens getrennte Eigenschaften, die Geschicklichkeit im Kriege und die Regierungswissenschaft,

*) Zur Berichtigung von pag. 78 müssen wir bemerken, daß nicht er, sondern sein Vater unter Karl X Pair von Frankreich war.

Anmerk. der Redakt.

in sich. Er schien zwei große Sendungen erhalten zu haben: die eine, die Religion wiederherzustellen, und die andere, eine Dynastie zu gründen. . . . Allein weil er die erste verkannte, wurde ihm auch nicht gegeben, die zweite zu erfüllen. . . .

2.

Verderbnis für Religion und Erziehung während der sogenannten Restauration in Frankreich.

(S. 17 — 21.)

— Sollen wir auch sprechen von der Sündfluth abscheulicher Bücher, welche Frankreich überschwemmten, von dem Wiederdrucken aller Aergernisse und Ruchlosigkeiten unter der Regierung Ludwigs XVIII., von jener Wuth, die kommenden Geschlechter zu verderben, und aus dem Herzen der Völker alle Gefühle und Grundsätze zu vertilgen, welche ihrer Ruhe und ihrem Glück Sicherheit gewähren konnten?

Die Restauration hat den fluchwerthen Wunsch Voltaire's verwirklichen lassen, welcher kleine, irreligiöse Bücher zu zehn Sous für die Köchinnen verlangte; und die Verschwörung gegen die Religion und den Thron verpflanzte sich, unter dem Schutz der Charte, bis in die Strohhütten.

Unter dem Schutz der Charte war das große Wort des Bundes: „zermalmt die Ehrlose (die Religion!)“, neuerdings gedruckt worden, und feurige, gelehrige Adepten, immerfort durch die Charte geschützt, übernahmen es, das anbefohlene Wort in Vollziehung zu setzen, während unkluge und unnütze Prozesse, wobei die Staatsgewalt ihre gänzliche Unthätigkeit und Schwäche zur Schau trug, das Aergernis aller dieser Ausgaben und der daraus hervorgehenden Folgen noch vergrößerten; denn so wurde dem Volke offenbar, daß die Charte, nach den Einen, sie nicht hindern könne, und nach den Andern sie nicht hindern solle.

Und mußte man erstaunen über diese feige Toleranz, da eine Regierung ihre Gleichgültigkeit für die Wahrheit so weit trieb, daß sie Leute bezahlte, deren Geschäft es war, selbst jene Wahrheiten anzugreifen, woran zu glauben sie bekante? So z. B. unterhielt eine katholische Regierung Doktoren, um die Autorität der Kirche und des Papstes, die bischöfliche Hierarchie u. s. f. zu lehren; und sie unterhielt auch Andere, um zu lehren, daß man weder Kirche, noch Papst, noch Bischöfe, noch irgend eine Art Hierarchie brauche; sie unterhielt Leute, um zu lehren, daß es sieben Sakramente gebe, und unterhielt auch Andere, um zu lehren, daß es nur zwei gebe, oder daß es sogar durchaus keines mehr geben sollte. . . . Sie unterhielt Leute, um die wirkliche Gegenwart als Aberglauben und Abgötterei zu behandeln. . . .

Was sollen wir noch sagen von den öffentlichen Schulen und jener frühzeitigen Irreligiösität, die sich darin nicht mehr verbarg, sondern mit erhobenem Haupte einherschritt?

Mit welcher satanischen Geschäftigkeit arbeitete man nicht darauf hin, um die Religion aus den Herzen herauszureißen, in denen sie noch herrschte, und in welchem Maaße setzte man die Unterdrückungslust und Gewaltthätigkeit junger Bösewichte (man kann sie nicht anders nennen) in Bewegung, um die Jugend einzuschüchtern, falls man sie nicht verführen konnte? —

Das Königthum sah es. . . und begnügte sich darüber zu seufzen, während die Rotte im Gegentheil sich über das höllische Gelingen ihres Bemühens Beifall klatschte. . .

Und doch, gab es jemals einen Fürsten, der aufrichtiger religiös war, als Karl X? . . . Allein es gebrach ihm an dem Willen, daß auch seine Regierung es war, wie er. —

3.

Folgen dieses Verderbnisses für die Regierung und das Königthum selbst; Verhältniß der Religion zur Legitimität.

(S. 22—23.)

Fürwahr, man brauchte nicht einmal religiös, sondern nur politisch zu sein, um zu begreifen, daß es mit einer Regierung zu Ende ist, die auf solche Weise eine Religion in Ruin sinken läßt, welche, selbst nach dem Geständnisse derjenigen, die nicht mehr daran glauben, die Welt civilisirt hat. . .

Man muß es ohne Schonung sagen, denn die Zeit der Schonung ist vorüber: entweder konnte das Königthum dieses furchtbare Uebel hindern, oder konnte es nicht; wenn das Königthum dieß konnte (und daran zweifeln, hieße an der Vorsehung selbst zweifeln), so wäre sein Untergang wahrlich gerecht, weil es dasselbe nicht verhindert: glaubte es aber nicht, dies zu vermögen; o! so tragen wir kein Bedenken zu sagen, daß es tausendmal besser gewesen wäre, vom Throne herabzusteigen, als das Königthum an allen Angriffen mitschuldig werden zu lassen, welche gegen die Religion, gegen die öffentliche Moral und die gesammte Gesellschaft gemacht worden; denn mit der Religion könnte sich alles Gute für ein Volk, sogar unter einer illegitimen Staatsgewalt, einfinden, wenn diese Gewalt jederzeit die Kraft oder den Willen hätte, sie zu schützen; und ohne Religion finden im Gegentheil für eine Nation sich alle Uebel, sogar unter der legitimen Staatsgewalt, ein, wenn sie anders legitim sein kann, obschon dieselbe das Fundament der Gesellschaft selbst und das Princip aller Legitimität unter den Menschen zerstören läßt. —

4.

Bonald's Urtheil über den Kriegsdienst der Schweizer in Frankreich.

(S. 51 — 52.)

Eine der Ursachen, welche am meisten beigetragen haben, in der Schweiz die Einsalt der alten Sitten und den

religiösen Geist zu zerstören, war der Aufenthalt der schweizerischen Militärs in unserer Hauptstadt. Alle Vortheile, welche der Schweiz aus dem Kriegsdienste in Frankreich zugeflossen, wägen bei weitem die verderblichen Wirkungen dieser Garnison von Paris nicht auf, und die Meinung der weisen Männer in der Schweiz ist hierin einstimmig. „Was noch schlimmer war (sagt ein Geschichtschreiber der Schweiz), sie brachten nicht bloß Gold und Würden, sondern auch schlechte Grundsätze und fremde Laster mit nach Haus.“

Was dagegen uns betrifft, so werden wir immer den Verlust so alter und so treuer Verbündeter zu bedauern haben, und wir können nicht anders, als ihren Muth, ihre heroische Hingopferung loben, und dieses edle Blut beweinen, welches so unnütz für die Vertheidigung einer Monarchie ist vergossen worden, die nicht sich selbst zu vertheidigen wußte.

5.

Vorgebliche, an Ludwig XIV., weiland König von Frankreich, ergangene Prophezeiung.

(S. 115—116.)

Es wird behauptet, daß diesem Fürsten eine merkwürdige Vorhersagung gemacht worden: er hatte dieselbe der Mad. von Maintenon anvertraut, durch welche sie sich in dem Hause von Saint-Eyr erhielt; sie lautet: „sein Stamm werde bis ins siebente Geschlecht bestraft werden“....

Heinrich V. fängt das achte an. . .

Ludwig XIV.,

Der große Dauphin,

Der Herzog von Burgund,

Ludwig XV.,

Der Dauphin, Vater Ludwig's XVI.,

Karl X.,

Der Herzog von Berri,

Heinrich V.

Ob die Vorhersagung Ludwig XIV. gemacht worden sei oder nicht, daran liegt wenig, weil es gewiß ist, daß dieselbe lange vor dem sonderbaren Schicksal und den Unglücksfällen bekannt war, welche die Nachkommen dieses Fürsten getroffen. Am Vorabend großer Ereignisse finden sich fast immer Prophezeiungen unter dem Volke verbreitet, und es wäre oft schwer, ihren Urheber anzugeben. Jedermann weiß, daß in diesen letzten Jahren in Bezug auf Frankreich furchtbare Vorherverkündigungen geschahen, und es giebt gewiß sehr wenige Personen, die nicht schon vor vier Jahren eine vollständige Revolution vorhersagen gehört, wahr ist, wenn man sah, wie Frankreich regiert wurde, war es nicht schwer, Prophet zu sein.“

* (Ludwig XIV. ist geboren 1638, gestorben 1715. Der im obigen Namensverzeichnis vorkommende Heinrich V. hat die Säuglingsjahre noch nicht zurückgelegt, und

lebt gegenwärtig mit dem entthronten Karl X. in England in der Verbannung.)
 Am. der Redakt.

Kirchliche Nachrichten.

Neuenburg. Vom 7. bis den 16. Julius hielt der Hochwürdigste Hr. Bischof von Lausanne und Genf seine oberhirtliche Visitation in den katholischen Pfarreien des Fürstenthums Neuenburg. Es sind deren nur vier, als: die in der Stadt selbst, bestehend aus 700—800 Katholiken aus allen Ländern, die sich da seit längerer oder kürzerer Zeit, mehr oder weniger bleibend, niedergelassen haben; dann die des Städtchens Landeron; die von Cressier und die von Cerneur-perquinot. Der hochw. Oberhirte, begleitet von dem Hrn. Kanonikus Neby, Pfarrer zu Freiburg und dem Hrn. Kanonikus Fontana, Direktor des Seminariums, wurde hier nicht nur von Seite der Gläubigen, sondern auch von Seite der Regierung und der Stadtbehörden mit allen seiner Würde gebührenden Ehren und mit jener Hochachtung empfangen, welche seine seltenen Tugenden verdienen. Er stieg im Hotel des Grafen Louis von Pourtales ab, bei welchem er die Wohnung nahm. Sobald er angekommen war, erschienen drei Deputationen, Hochdenselben zu bewillkommen und ihm die üblichen Geschenke darzureichen; nämlich die Deputationen des Staatsraths, des Stadtraths und der katholischen Gemeinde.

Im Jahre 1806, zur Zeit, da dieses Fürstenthum unter die Herrschaft Frankreichs kam, wurde hier zum ersten Mal seit dem Abfalle, welcher im Jahre 1530 geschah, die hl. Messe wieder öffentlich gelesen. Da aber die Katholiken, welchen nach dem Abzug der französischen Kriegsschaaren zur Ausübung ihrer Religion nur noch ein Wohnzimmer im Schlosse des Gouverneurs war bewilligt worden, von Jahr zu Jahr an Zahl zunahmen und das enge Lokal sie nicht mehr fassen konnte, entschlossen sie sich, eine Kirche zu bauen. Mit hoher Bewilligung führten sie ihr Vorhaben im Jahre 1828 wirklich aus, vermittelt freiwilliger Unterschriften unter sich, und unterstützt von einigen wohlthätigen Personen. Diese Kirche nun weihte der Hochw. Hr. Bischof von Lausanne am Sonntage, den 8. dieses Monats mit allen üblichen Feierlichkeiten ein. Die Weihehandlung, wozu der Staatsrath und der Stadtrath Ehren-Deputationen abgeordnet hatten, dauerte lang; sie war aber ebenso rührend durch die Frömmigkeit des weihenden Kirchenvorstehers, als Ehrfurcht gebietend durch die Würde der Priester, die ihm beistanden, und wahrhaft religiös durch die fromme Geistesversammlung der zahlreichen Gläubigen, die zugegen waren. Ihro Gnaden hielten drei Vorträge an das Volk mit jener väterlichen Einfalt, welche alle Herzen durchdringt. Am Sonntage darauf weihte er mit großer Feierlichkeit die große und herrliche Kirche ein, welche das Städtchen Landeron vor kurzem statt

der alten erbauet hat, die vielleicht im neunten Jahrhundert errichtet worden.

Herr von Perrot, Staatsrath und Maire von Neuenburg, der den Hochw. Hrn. Bischof als Beauftragter der Regierung begleitete, — gewesener Gesandter an der schweizerischen Tagsatzung, dessen Grundsätze und Wohlredenheit bekannt sind — sprach die erhabensten Wahrheiten aus, indem er in den verschiedenen Kirchen, wo der Bischof Visitation hielt, sein Wort an Hochdenselben richtete. Wenn alle Staatsmänner zu eben so vorzüglichen, weil wahren, Grundsätzen sich bekennen; wenn alle eben so unzweideutig aussprechen die Abhängigkeit aller Gewalt von der Gewalt Gottes, die Nothwendigkeit der christlichen Religion zur Ruhe der Staaten und zum Glück der Völker, die Nützlichkeit und die Wohlthaten des Seelenhirtenamtes; die Unabhängigkeit der Kirche; wenn alle von ebenso ausgezeichnet religiösen Gefühlen durchdrungen wären: dann dürften wir hoffen, wieder zu erleben das goldene Zeitalter, die glücklichen Tage Constantins, Karls des Großen, den Frieden, allgemeines Glück und wahre Zufriedenheit!...

Gott gebe es!

A * * *

Zuverlässige Berichte sowohl von Rom als von Wien geben die Versicherung, daß es mit einem kirchlichen Konkordate zwischen Sr. Heiligkeit dem Papste und Sr. Maj. dem österreichischen Kaiser endlich voller Ernst werden solle. Schon lange war der religiöse Monarch zur Ueberzeugung gelangt, daß die Josephinischen Gesetze seinen Beamteten offenbare Eingriffe in die Rechte der Kirche gestatteten; und hingegen den von Gott bezeichneten Wirkungskreis der Kirche beengten: aber ihm selbst waren einigermassen die Hände durch die noch bestehenden Gesetze gebunden.

Um seine Ueberzeugung und das Gefühl seines Gewissens zu befriedigen, hatte er daher keine andere Wahl, als auf Umänderung der Gesetze selbst zu denken. Zu diesem Zwecke eröffnete er dem hl. Vater den Wunsch, er möchte ihm den Monsignore Ostini senden, welchen Sr. Maj. als Internuntius zu Wien als einen sehr gelehrten Theologen und gewandten Geschäftsmann kennen gelernt hatte.

Obgleich der hl. Vater diesen würdigen Prälaten schon zur Kardinalswürde befördern wollte; so konnte er doch dem frommen Kaiser sein Gesuch nicht abschlagen.

Wenn nun das beabsichtigte Konkordat, wie wir zuverlässig hoffen, wirklich zu Stande kommt; so wird dieses auch die Aufmerksamkeit anderer Länder, die Schweiz nicht ausgenommen, erregen.

Wie oft entgegnete man über Beschwerden gegen Eingriffe in die kirchlichen Befugnisse mit dem Beispiele Oesterreichs und seines katholisch gesinnten Regenten? — Wie behend war man mit der Antwort: Kaiser Franz ist ja auch katholisch, und doch weiß er die Geistlichkeit im Zaume zu halten: warum wir nicht auch? —

Wenn nun ein absoluter Monarch die Freiheit der kath. Kirche in ihrem Kreise anerkennt, so ist zu erwarten, daß auch die Groß- und Kleinräthe der schweizerischen Kantone, in deren Verfassungen die kath. Religion und ihre Rechte garantirt sind, die Willkühr in diesem heiligsten Lebenskreise nie geltend machen werden.

Frankreich. Hr. S. de Roguesfeuil, ein Priester aus der Diözese Alby, hatte das Unglück, in das Chatelsche Schisma zu fallen, und sich von dem Herrn J. B. L'Hôte, der sich „Bischof der christlichen Kirche und Coadjutor des Primas von Lothringen“ nennt, unterm 23. Februar zum Bischofe der bischöflichen Synodie des Nivernais salben zu lassen. Derselbe hat nun unterm 7. April feierlich und öffentlich widerrufen, und bittet in einem offenen Documente Gott, die Kirche und seinen Bischof um Verzeihung des Aergernisses, das er gegeben, so wie auch die Gläubigen von Marcy, wo er noch priesterliche Funktionen verrichtet hat, nachdem er bereits mit dem Interdict belegt war.

Der königlich württembergische katholische Kirchenrath arbeitet unermüdtlich an der Abschaffung der „kirchlichen Unordnungen und Mißbräuche“, und an der Einführung einer „allgemeinen Kirchen- und Gottesdienst-Ordnung“; das heißt, die Staatsbehörde, die in ihren Erziehungsanstalten bereits eine Masse von liederlichen, webersüchtigen Pfaffen zu servilen Werkzeugen sich herangebildet, will nun das kath. Volk, das, diesen Apostaten mißtrauend, um so fester an den alten kirchlichen Gebräuchen haltet, durch „schärfere Ahndungen und Bestrafungen“ zwingen, den empörenden Neuerungen in Sachen der Religion sich zu unterziehen, und die katholische, das Gemüth in seinen innersten Tiefen geheimnißvoll ansprechende Liturgie mit einer vagen und faden „Kirchen- und Gottesdienstordnung“ zu vertauschen, wie sie etwa dem Commis des Staatsministers behagen mag.

„Und während auf solche Weise ein weltlicher Kirchenrath die Kirche hudeit und schändet, was thut unterdessen Derjenige, den beides, seine Rechte wie seine Pflichten, zu ihrer Vertheidigung auffordern sollten? — Er erwartet den Tag der Rechenschaft!“

Anzeiger.

§ Durch die täglich immer mehr an Unterzeichnete eingehenden Subscriptionen finden sich dieselben veranlaßt, auf Nachfolgendes nochmals aufmerksam zu machen:

„Diejenigen, die sich auf die schweizerische Kirchenzeitung, von welcher noch vollständige Exemplare geliefert werden können, abonniren wollen, sind ersucht, dieses durch die ihnen nächst gelegenen Postämter zu thun, indem das hiesige Oberpostamt nur auf diesem Wege die Versendung annimmt. Wer aber die genannte Zeitschrift durch die Buchhandlung in Monatsheften beziehen will, beliebe sich an die unterzeichneten Verleger oder an eine solide Buchhandlung zu wenden.“

Gebrüder Häber.